

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 25 (1952-1953)

Heft: 12

Artikel: Die Psychologie in der Schule - Möglichkeiten und Methoden

Autor: Westphalen, Ludger Graf v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Psychologie in der Schule — Möglichkeiten und Methoden

Von Dr. Ludger Graf v. Westphalen

Lehrern und Erziehern stellt sich immer von neuem die Frage, wie sie die Erkenntnisse und Methoden der Psychologie für ihre Arbeit fruchtbar machen können, wie sich insbesondere die unstreitbare Kluft zwischen der Theorie der Seelenkunde und der Praxis der Menschenbildung und -führung überbrücken läßt. Am häufigsten treffen sich beide noch in der Arbeit für das schwachbegabte, das gehemmte und gestörte Kind; den Wissenschaftler erregt der Sonderfall, das mehr oder minder Ungewöhnliche, den Pädagogen aber zwingen häufig die Schwierigkeiten, auf die er bei seiner Arbeit stößt, nach Hilfe bei der Psychologie auszusuchen. Nur auf diesem, wenn auch noch so wichtigen, Randgebiet gibt es eine echte Zusammenarbeit, während der «Normalfall», das heißt die Masse der in jeder Hinsicht durchschnittlich veranlagten Kinder zumeist nach den seit Jahrhunderten üblichen Faustregeln der Menschenkunde beurteilt und behandelt wird, gleich als ob es keine Psychologie gäbe.

Das scheint mir ganz besonders für jene Altersstufe zu gelten, die die höheren Klassen unserer Gymnasien und Mittelschulen bevölkert; über sie pflegen die meisten Jugendpsychologien nicht mehr als vage Andeutungen und Empfehlungen zu geben. Die jungen Menschen zwischen 15 und 20 Jahren, in deren erwachenden Gesichtern die kindlich-weichen Züge mit den härteren Linien des Erwachsenen zu streiten beginnen, stellen für die Mehrzahl der Lehrer eine fast ungegliederte Masse mehr oder minder ungebärdiger, mehr oder minder lernbegieriger Wesen dar, denen nach wohlervogenem Plan Kenntnisse und Lebensanschauungen vermittelt werden sollen. Die körperliche und geistige Unruhe der Reifezeit erreicht in diesem Alter ihren Höhepunkt und beginnt sich schon zu klären; doch noch sind die Individualitäten zu ungeformt, als daß ihre Umriss leicht zu erkennen wären, noch sind Vergehendes und Werdendes zu eng gemischt, als daß der Kern der Persönlichkeit deutlich hervortreten könnte. Eben

darum greift man so gern zum Notenbuch, bewertet Leistungen und weicht stillschweigend den Schwierigkeiten aus, die sich immer ergeben werden, wenn heranwachsende, also unfertige Menschen nach ihrer psychischen Eigenart bestimmt oder — besser gesagt — umschrieben werden sollen.

Nur gelegentlich lassen auch die «Normalfälle» dies Ausweichen nicht zu, etwa wenn eine Auslese der Begabten notwendig wird oder die Frage der Berufswahl drängt. Der erste Fall hängt vielfach mit der Frage zusammen: Kann und soll das Kind eine höhere Schule besuchen? Der zweite wird meist ein paar Jahre später eintreten, wenn der junge Mensch ins Leben entlassen wird. Erschütternd und beschämend ist es dann zu sehen, wie wenig im Grunde die Schule von den ihr anvertrauten Kindern weiß; denn nun werden Psychologen und Berufsberater bemüht, die in Minuten oder höchstensfalls Stunden Begabungs- und Entwicklungshöhe, Leistungswille und -fähigkeit, Anlagerichtung und Bildungsstand feststellen und in Einklang bringen sollen mit den persönlichen Wünschen und den Möglichkeiten des Lebens. Was bleibt diesen Fachleuten anders übrig, als aus Testergebnissen, die doch kaum mehr als momentane psychische Reaktionen auf gestellte Situationen und Forderungen nachweisen können, ein Bild des jugendlichen Geistes zu konstruieren und danach zu raten und zu richten. Die Schule stellt sich selbst ein trauriges Armutszeugnis aus, wenn sie in entscheidenden Augenblicken — bei der Festlegung des weiteren Bildungs- und Lebensweges — nichts weiter beizutragen weiß als ein paar Zahlen und Begriffe, mit denen Leistungen und etwa noch Fleiß, Betragen und dergleichen angedeutet werden sollen. Unsere Zeugnisse sind in psychologischer Hinsicht ein einziger weißer Fleck, soviel auch auf ihnen geschrieben sein mag.

Was ist zu tun? Niemand kann von uns Lehrern verlangen, daß wir in unseren Jungen geprägte und darum genau bestimmbare Individualitäten erkennen, denen man einen festen Weg für die Zukunft zu-

weisen könnte. Sie sind im Werden, und Werdendes läßt sich so wenig wie irgend etwas Lebendiges etikettieren und katalogisieren. Aber es muß neben die Bewertung der Leistung mehr als bisher die Einsicht in die seelischen Möglichkeiten, in die Anlagerichtungen und Neigungen treten. Wir müssen versuchen, in jedem Einzelfall die Grundlinien des Wesens aufzudecken, die sich durch alle Schwankungen hindurch erhalten und die geistige Struktur auch in späterer Zeit bestimmen. Und das kann und muß mit den Mitteln der Schule geschehen; aus dem Unterricht und seinen Ergebnissen muß eine möglichst genaue und tiefe Erkenntnis der Geistesart jedes Schülers erwachsen. Die Jugendpsychologie darf sich seiner nicht erst im Notfall bemächtigen, wobei ihre Methoden und Mittel der Untersuchung vielfach auf ihn befremdend und erschreckend wirken, sondern sie muß organischer Bestandteil der Erziehungs- und Bildungsarbeit des Lehrers sein.

Hier soll nun zu zeigen versucht werden, wie sich von einem Fach aus, dem Deutschunterricht, gewisse Grundrichtungen geistiger Veranlagung schon recht früh fassen lassen, und das ohne besondere Mühe, ohne ein besonderes psychologisches Fachwissen, das vom Lehrer zu fordern man sich immer noch scheut. Ein wenig Aufmerksamkeit und Einfühlungsvermögen, ein wenig Liebe auch dort, wo die Mängel in der Fülle der schriftlichen Äußerungen, in Aufsätzen, Übungsarbeiten und dergleichen nach dem Rotstift zu schreien scheinen! Von zwei Texten und ihrer Besprechung aus wollen wir in Denkart und Denkrichtungen einzudringen suchen, um daraus ein Bild der Schreiber selbst zu gewinnen und schließlich zu einigen allgemeinen pädagogischen Einsichten zu gelangen. Unverändert, wenn auch nicht ganz vollständig, folgen zunächst 2 Aufsätze (Klausuren), die auf der zweitletzten Klasse eines deutschen Gymnasiums im vergangenen Jahr am selben Tag über dasselbe Thema von zwei annähernd gleichaltrigen und etwa gleichintelligenten Schülern geschrieben wurden. Thema: Die Bedeutung des Weihnachtsfestes in unserer Zeit.

Aufsatz A:

«Das Treiben am Bahnhofplatz; Dezember! Lautes, pulsierendes Leben. Straßenbahnen rollen, Autos fahren, Menschen hasten an mir vorbei. Über mir wölbt sich ein sternklarer, dunkler Himmel. Er zeigt ein ehernes göttliches Gesetz. Doch neben mir toben die Menschen. Die Straßen schmückten sie mit Girlanden, leuchtende Tannenbäume stellten sie an den Eckplätzen auf. Doch, wofür? Neben mir unterhalten sich zwei Arbeiter: «Ja, bald ist Weihnachten!» «Na, und?» fällt ihm der andere in die Rede, «wir haben

Ferien, ein paar Tage, wir müssen unsere Kinder beschenken. Doch kein Mensch bezahlt uns die Freizeit. Hier, diese Schmarotzer,» er zeigt auf einen herankommenden Mercedeswagen, «sie saugen uns aus.» Der Wagen kommt näher, die Bremsen kreischen und verschlucken den Rest der Worte. Die Tür klinkt auf: «Hallo, Sie da, wo geht's hier zum Trocadero?» — Langsam kommt mir die Bedeutung des Zwischenfalls zum Bewußtsein. Hat der Arbeiter nicht recht? Die Welt ist schlecht, das Weihnachtsfest hat seine schönste Bedeutung, die Friedenskunde, verloren. Was bringt es uns mehr als eine Abwechslung in das tägliche Einerlei? Man beschenkt sich. Warum? Oh, man tut's aus Überlieferung, es ist bald so wie ein Aberglaube. Woher er kommt, weiß niemand, aber ein dunkler Wille treibt uns, ihn zu erfüllen. Ich bin in die Bahnhofstraße gekommen. Überall Menschen und Licht. Die Schaufenster sind gefüllt, die Leute kaufen ein. Der Handel blüht und auch die Wirtschaft. Ja, das Fest fördert den Umsatz der Waren. Alle anderen Wirtschaftszweige sind somit in den Verdienst miteingespannt. Licht wird verbraucht, der Verkehr und Transport erleben einen neuen Aufschwung. — Nachdenklich bin ich vor einem Schaufenster stehen geblieben. Plötzlich schreit es hinter mir auf: «Mutter, der Onkel versperrt mir die ganze Sicht!» Ein kleines Mädchen ist sehr erbost. Ach ja! Die Kinder. Für sie ist das Fest wohl am ehesten da. Ihre Wangen sind ganz rot. Nicht nur durch die Winterkälte, nein, sie freuen sich. Das Christkind wird zu ihnen kommen. Es wird ihnen Geschenke bringen und sie in eine Welt des Märchens versetzen. Ein Tannenbaum wird auf dem Tisch stehen, und viele Lichter werden brennen. Und ein paar Erwachsene werden sich über die glänzenden Kinderaugen freuen. — Doch die übrigen Erwachsenen, die sich über keine Kinder freuen, was bedeutet ihnen das Weihnachtsfest? Mein Weg führt mich an dem Bahnhof vorbei. Nun bin ich in einer engen Straße. Zu beiden Seiten türmen sich steile graue Fabrikmauern auf. Nur einen schmalen Streifen des Sternenhimmels sehe ich. Auch das Licht ist weniger geworden. Plötzlich kommt mir ein altes Mütterchen entgegen. In Lumpen ist sie gekleidet, ein schwarzes Kopftuch verhüllt ihr graues schütteres Haar. Sie hält ein Tannenbäumchen in der Hand, und ihre Augen leuchten seltsam. Und dies Leuchten ist es, das mir die höchste Bedeutung des Festes aufklärt. Das Mütterchen glaubt an einen Gott. Sein Sohn ist zu Bethlehem geboren, und seine Botschaft erfüllt die Welt. Sie spricht vom Frieden, vom gegenseitigen Verstehen. Die alte Frau hört diese Worte. Auch ich höre sie jetzt. Alles scheint verändert . . . usw.»

Aufsatz B:

«Gliederung:

A. Einleitung: Geburtstag Christi

B. Ausführung: I. Ideelle Bedeutung
a. Friedensgedanke
b. Christliche Liebe

II. Materielle Bedeutung
a. Geschenke des Einzelnen
b. Förderung der Wirtschaft.

Schon seit vielen hundert Jahren feiern die Menschen am Ende des Jahres ein Fest von besonderer Bedeutung. Zunächst begingen die heidnischen Germanen in dieser Zeit das Fest der Wintersonnenwende und begrüßten freudig das Wiedererstarken der Sonne, den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit. Als dann vor nun fast zweitausend Jahren zu derselben Zeit der Menschheit der Heiland geboren wurde, hatte die sündige Menschheit Grund genug, an diesen Tag mit Freuden zu denken, denn in Christus schenkte Gott uns Menschen Erlösung und Frieden.

Da das Weihnachtsfest in der überlieferten Form ein religiöses Fest aller Christen ist, muß auch das Religiöse in seiner Bedeutung überwiegen. Am Geburtstage unseres Herrn danken wir Gott für seine Gnade, uns aus Liebe von unseren Sünden erlöst zu haben. Durch seine Güte an unsere Pflichten als Christen erinnert, versuchen wir, selbst gütig und liebevoll zu sein. Der Gedanke der Weihnacht hat so für uns eine ideelle Bedeutung gewonnen.

Da nun in der Weihnachtsbotschaft «Friede auf Erden» verkündet wurde, so soll die Weihnacht ein Fest des Friedens sein. Die Menschen besinnen sich darauf, daß ihnen von Gott Frieden gegeben wurde und daß sie darum auch untereinander in Eintracht leben sollten. Auch während des erbitterten Krieges verlor das Fest diese Bedeutung nicht, denn an diesem Tage versuchten die Gegner, wenigstens im Westen, die Kampfhandlungen einzuschränken. Vielleicht ist auch den Soldaten dabei klar geworden, daß der Gedanke der Weihnacht, der alle Christen vereint, nur dann auf Erden verwirklicht werden kann, wenn alle sich im christlichen Sinn lieben.

Diese Liebe wird aber heute meist so ausgelegt, daß man seinen Nächsten reich beschenkt. Aus diesem Glauben erwächst die materielle Bedeutung des Festes, deren Ergebnis dem Wesen der Weihnacht jedoch nicht entspricht, für den Einzelnen und für die gesamte Wirtschaft. Vor allem die Kinder werden mit Geschenken überschüttet. Diese Unsitte ist bereits schon soweit gediehen, daß die Kinder ihren Eltern Geschenke kaufen, statt ihnen liebevoll gefe-

tigte Gaben zu schenken. Durch den großen Bedarf an Geschenken erhält die Wirtschaft natürlich einen Auftrieb. Dies ist zwar ein Vorteil, der beseitigt aber keinesfalls den Mißstand, der durch die Herabwürdigung des Weihnachtsfestes zu einem Geschenkfest eingetreten ist. Wir wollen hoffen, daß dies Fest nicht weiter verflacht.»

Soweit diese beiden Aufsätze, die nach Schulmaßstäben gewiß keine Glanzleistungen darstellen, aber ausreichend genannt werden können und das wiedergeben, was Jungen von 17 — 18 Jahren im allgemeinen über solch ein nicht sonderlich anregendes Thema zu schreiben vermögen. Und doch, welch ein Unterschied! Beide Arbeiten rufen beim Leser unmittelbare Eindrücke hervor, deren Analyse versucht werden soll.

Zuerst einmal erscheint B leichter verständlich, eingängiger und allgemeiner gehalten, während A mehr von uns verlangt, schwerer eingetret und uns mehr spannt. Äußerlich hervorstechend ist bei A die Abgerissenheit und Kürze der Sätze, bei B der größere Umfang der Aussagen und ihre enge Verbindung untereinander. Während A sie vor unseren Augen wie einen Wagen voller Steine auf einen Haufen zu schütten scheint, baut B aus ihnen eine Mauer, in der jede Einzelheit die andere hält und bindet. Für den einen Schreiber (A) gewinnt jeder Teil der Sprache, jedes Wort seinen Wert aus sich selbst; es kann darum für sich allein und ohne Verbindung stehen. Für den anderen (B) wirken die Teile nur als Glied des Ganzen und ohne dieses gar nicht. Versuchen wir einmal bei A irgend einen der Sätze herauszulösen, so erfährt das Ganze — rein formal grammatikalisch betrachtet — keine oder nur eine geringe Einbuße. Ob zu Anfang das Wort «Dezember» steht oder nicht steht, ob ein Satz wie «Hat der Arbeiter nicht recht?» vorhanden ist, scheint für den äußeren Ablauf der Gedanken keine Bedeutung zu haben; er wird durch das Fehlen einzelner Stücke nicht unverständlich oder gar unsinnig.

Anders bei B: Hier hängt eine Aussage an der anderen, jedes Wort hat seinen kaum auswechselbaren Platz, auch wenn dieser nicht immer sinnvoll gewählt sein mag. Man versuche etwa, einen der zahlreichen Nebensätze von seinem Hauptsatz zu trennen oder auch nur ein bezeichnendes Beiwort vom Substantiv — «sündig» von «Menschheit» —, und man wird erkennen, daß der äußere Zusammenhang der Teile nicht aufgelöst werden kann, ohne daß der innere Gesamtzusammenhang verloren geht. B verknüpft seine Sätze deutlich miteinander, und zwar entweder durch ein an den Anfang gestelltes Verbindungswort oder mindestens durch einen Hinweis im Satzinneren. Das «zunächst» des 2. oder das

«als dann» des 3. Hauptsatzes, ebenso wie zu Beginn des 2. Teiles der Hinweis auf die überlieferte religiöse Form des Festes als Rückweiser auf den 1. Teil seien nur als Beispiele genannt. Eine Aussage wird an die andere gehängt, Gedankensprünge kommen fast nicht vor.

Dazu ließe sich sagen, daß diese Verknüpfung der Einzelaussagen zu einem logisch geschlossenen Ganzen eine erfreuliche Folge der Aufsatzschulung sei und nichts mit der Eigenart des Schreibers zu tun habe. Halten wir den Aufsatz A dagegen, dessen Verfasser denselben Deutschunterricht genossen hat: Hier werden nur selten irgendwelche Verbindungswörter gebraucht, kausale und konditionale Beziehungen aber scheinen überhaupt nicht zu bestehen. Nirgends wird gefolgert, nirgends von einem zum anderen geschlossen; eingeworfene «warum» und «wofür» leiten nur rhetorische Fragen ein und erhalten darum auch keine folgerichtigen Antworten. Auffällig ist weiterhin der häufige Gebrauch des «und» am Satzanfang — gewiß gegen alle üblichen Regeln der Schreibkunst; es hat einen koordinierenden Charakter, während das «doch» einige Male und nicht immer glücklich antithetisch gebraucht wird.

Was für die Beziehungen der Sätze untereinander gilt, zeigt sich im Satzinneren ebenso deutlich: B neigt zu einer bewußten Über- und Unterordnung der Haupt- und Nebensätze nach ihrem inhaltlichen Gewicht, sowie nach ihrer kausalen und temporalen Folge. Gelegentliche Fehlgriffe dabei dürfen uns nicht irre machen, auf den Willen zu dieser Gliederung kommt es an. Bei B ist weiterhin jeder Satz voll ausgebildet; er umfaßt neben der Subjekt-Prädikatbeziehung alle notwendigen Ergänzungen in der üblichen Reihenfolge. Wieder der Gegensatz zu A, der mit der Form des Satzes bedenkenlos schaltet und waltet, dem ein Ausruf genügt, wo B eine Abhandlung schreibe, der in ein Wort Subjekt und Prädikat zusammenzieht. Ist einmal ein längerer Satz untergeteilt, so finden wir meist keine Über- und Unterordnung der Aussagen, sondern vielfach stehen Hauptsätze einfach nebeneinander; die sie trennenden Beistriche könnten ohne weiteres durch Punkte ersetzt werden. Überhaupt haben die Satzzeichen bei A eine andere Funktion als bei B. Während B mit ihnen die Fugen im logischen Aufbau bezeichnet und einen Gedanken gegen eine frühere Vorbedingung und eine spätere Folge abgrenzt, sind sie für A nur Zeichen für das Anheben und Abklingen von Bildern und Einfällen, die in einem anderen Zusammenhang als dem der logischen Geschlossenheit stehen.

Was die Interpunktion im Satz und zwischen den Sätzen, ist die Unterteilung der ganzen Arbeit in

Teilabschnitte: Wenn B einen Absatz macht, so ist ihm der die Gelegenheit zum Atemholen, zur Besinnung darüber, wie der Gedanke des vorangehenden Teils am besten weiterzuverfolgen und ans Ziel zu bringen ist. Als Beispiel der Übergang von der Einleitung zum 1. Hauptteil; zu Anfang werden germanische Sonnenwende und Christi Geburt nicht nur in einen jahreszeitlichen, sondern auch in einen höheren Sinnzusammenhang gebracht, den der Freude über das neue Werden, das durch Christus einen religiösen Charakter erhielt. Nach dieser Einleitung verhält der Schreiber einen Augenblick, um dann mit eben diesem letzten Gedanken — religiöser Charakter des Festes — gleichsam als Faden in der Hand zum Hauptteil überzugehen und ihn fast bis zum Ende nicht mehr loszulassen. Jedes logische Denken, das immer ein gradlinig von Punkt zu Punkt fortschreitendes Überlegen voraussetzt, verlangt solche Besinnungspausen. Bei A gibt es sie nicht; man wird leicht erkennen, wie fließend und übergangslos ein Einfall in den andern übergeht. So wie es den Schreiber durch die Straßen treibt, so treiben auch seine Gedanken und seine Sätze vorwärts. Und wo er äußerlich Abschnitte andeutet, sind sie inhaltlich kaum begründet.

Es fehlt hier der Raum, um auf die Fragen der Wortwahl näher einzugehen, wie und woher die beiden Schreiber etwa ihre Adjektive wählen, welche Rolle das Verbum in Aktiv und Passiv spielt. Zu beobachten wäre insbesondere, wie weit die Neigung geht, das Fühlen und Denken in die einfachste, knappste und zweckmäßigste sprachliche Form zu bringen. Während B offensichtlich jede Wiederholung, alles logisch Überflüssige meidet und unterdrückt und dadurch geradezu karg wirkt, verschenkt A großzügig Zeit und Worte. Was gemeint ist, erkennt man am besten daran, wie das Weihnachtserlebnis des Kindes geschildert wird. Ohne Zweifel ließe sich der recht einfache Inhalt mit ein paar Worten wiedergeben, und die stete Wiederholung von «wird» und «werden» ist eigentlich unökonomisch, verschwenderisch und unvernünftig. Aber daß dies keine Schwäche im Sinne mangelnder Ausdruckskraft oder Intelligenz bezeichnet, sondern gerade den Reiz und die Eigenart dieser Stelle ausmacht, wird niemand leugnen. Es kommt eben A nicht darauf an, den einfachsten und schnellsten Weg zu gehen; er läuft seinen Einfällen nach, stellt sie nebeneinander, wie sie ihm in den Kopf kommen, und fragt nicht nach Raum und Zeit.

Wie verschieden die geistige Produktivität der zwei Schüler ist, zeigt auch ein Blick auf den Inhalt der Aufsätze. Bei A wechseln ständig die Gedanken und Schauplätze, mindestens 7 unterschiedliche Szenarien

werden gebraucht, von denen keine der anderen allzu ähnlich ist. Das Stichwort «Weihnachtsfest» fördert sie in ihm hoch, und er nimmt sie unbedenklich auf. B dagegen hat keinen wirklichen Schauplatz nötig, seine abstrakten Gedanken bleiben im Raum der Theorie und finden nur einmal eine Veranschaulichung durch das Bild der Soldatenweihnacht. Und über das, was die Gliederung schon aussagt und festlegt, geht B nicht hinaus, er gestaltet nur formal um.

Wir wollen versuchen, unsere bisherigen Beobachtungen zusammenzufassen: Bei B wickelt sich der Denk- und Darstellungsvorgang geordnet ab; er folgt einer einmal gewonnenen Leitlinie, deren Sinn entsprechend er die Aussagen zusammenzufügen sucht. Das führt inhaltlich zu einer Gliederung der Gedanken nach ihrer logischen Folge und stilistisch zur Hypotaxe. Bezeichnend für sie ist das enge Ineinandergreifen der Einzelteile, über die hin der Weg zu einem gedanklichen Ziel, zu einem Ergebnis führen soll. A dagegen ergeht sich in einer, man möchte sagen epischen, Breite, die Einfall auf Einfall aneinanderreißt oder einander gegenüberstellt, wobei die Teile untereinander und gegenüber dem Ganzen weder inhaltlich noch stilistisch ihre Gleichberechtigung und Selbständigkeit verlieren. Wir können diese Art der Darstellung als Parataxe bezeichnen und glauben mit den Begriffen hypotaktisch und paraktisch nicht nur stilistische Äußerlichkeiten, sondern Wesensmerkmale zu bezeichnen. Denn dazu sollte uns ja diese recht pedantische Stilanalyse dienen; wir wollten Zugang finden zu der Denkrichtung der beiden Schreiber und damit zu einer der Wurzeln ihrer Individualität.

Gehen wir noch einmal auf den unmittelbaren Eindruck zurück, den die Aufsätze auf uns machen: A spricht von sich, B von den anderen; A sagt «Ich», wo B von den «Menschen», der «Menschheit» und «man» redet. A sieht und erlebt, B weiß und begreift. A geht den Gang seiner Eindrücke, so wie sie ihm selbst gekommen sind; es ist *sein* Weihnachtsbild, *seine* Begegnung mit dem Fest, die er schildert. Für B ist es das allgemein bedeutsame Ereignis, das ihn nicht so sehr persönlich betrifft, sondern dem er als Glied einer größeren Gemeinschaft gegenübersteht. In beiden Aufsätzen stecken Urteil und Wertung, aber während B seine Maßstäbe aus der unpersönlichen Welt der Begriffe bezieht — Christentum, Friede, Eintracht, Wirtschaft —, entnimmt A sie unmittelbar aus den Erscheinungen des Lebens. Er gewinnt bezeichnenderweise die Einsicht in die tiefe Bedeutung des Festes nicht aus einer abstrahierenden Überlegung, sondern aus der Begegnung mit der Wirklichkeit, aus blitzartigen Einfällen, die ihm beim Hören einer Kinderstimme oder dem An-

blick eines alten Mütterchens kommen. Ein wenig romantisch kommt uns seine Weltschau vor, wenn so große Worte für einen kindlichen Versuch erlaubt sind, und dürfen dabei doch nicht den ironischen Ton übersehen, der angesichts des profitablen Weihnachtsgeschäftes mitklingt. Ätzend scharf wirken manchmal seine Seitenhiebe, während B die wirtschaftliche Seite des Festes ganz ernsthaft, wenn auch verurteilend, in seine Überlegungen miteinbezieht.

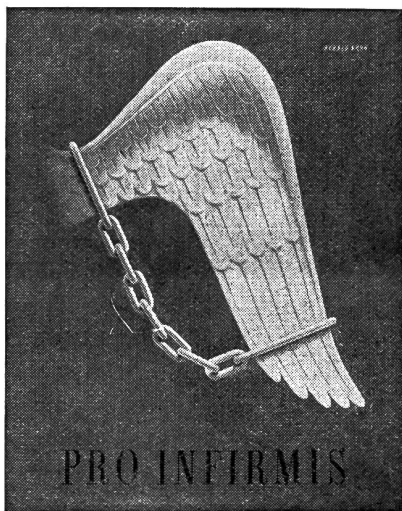
Damit sei diese Analyse abgeschlossen; sie sollte andeuten, wieviel sich aus schriftlichen Äußerungen über bestimmte geistige Eigenarten des Schreibers herausholen läßt, wenn man nicht nur den Leistungsmaßstab anlegt. Die wiedergegebenen Aufsätze sind bewußt so ausgewählt, daß sie Unterschiede deutlich machen, daß sie gerade zwei Grundmöglichkeiten menschlichen Denkens erkennen lassen — die abstandhaltende, logisch-rationale, objektive Haltung einerseits und die sich hingebende, intuitiv-gefühlsmäßige, subjektive Haltung andererseits.

Daß Form und Inhalt, Gestalt und Gehalt eine Einheit bilden sollen, erscheint uns als eine Grundforderung für das dichterische Werk, und wir spüren oft den Bemühungen der Schriftsteller in dieser Richtung nach. Aber auch beim sprachlich ungeschickten, weil unentwickelten Menschen gibt es solch eine Einheit, in der auf unreflektierte, mehr naturhafte Weise die noch unvollkommenen Mittel mit dem Zweck der Darstellung auf erkennbare Weise zusammenspielen. Auch hier erscheint dem erfahrenen Betrachter kaum mehr etwas zufällig oder gleichgültig; Sprache und Inhalt antworten auf die Frage: Wie steht der junge Mensch in der Welt, mit welchen geistigen Mitteln und zu welchem Ziel verarbeitet er das, was an Eindrücken, Einfällen und Forderungen auf ihn eindringt. Das zu erkennen, braucht es gewiß mehr als *eine* schriftliche Äußerung; wer aber aufmerksam all das beobachtet, was ihm vor die Feder kommt, erfährt am Ende nicht nur einiges über einzelne Denkweisen seiner Schüler, sondern erhält ein viel komplexeres Bild: Ob das Denken sachlich-nüchtern oder phantasievoll, ob es klar und geordnet oder verworren, ob es analysierend oder kombinierend, kritisch oder unkritisch ist, läßt sich bald herausfinden. Auch auf dem für die Pädagogik so wichtigen Gebiet der Aufmerksamkeit hebt sich dann mancher Schleier. Schon bei der Stilanalyse erkannten wir, wie B den einmal gefaßten Gedanken fast ängstlich festhält, wie er ihn «perseveriert»; indem er alles Störende abweist, «fixiert» seine Aufmerksamkeit. A dagegen läßt sich von Assoziationen und Eindrücken treiben, schweift ab und läßt seine «fluktuirende» Aufmerksamkeit über alles hingleiten. Daraus ergibt sich für ihn und Menschen seines Schlages eine leichte Ab-

lenkbarkeit, die mithin anlagebedingt sein kann, nicht aber Zeichen von Faulheit, Nachlässigkeit oder gar nervöser Störungen zu sein braucht. Auch über Grundstimmung und Selbstgefühl deutet sich in beiden Aufsätzen einiges an — trotz des Themas.

Ich leugne nicht, daß die beschriebene Art der Aufsatzanalyse völlig ergebnislos bleiben kann; dann nämlich, wenn Lehrer ihre Schüler in Aufbau und Darstellung auf ein Schema dressiert haben, so daß sich die schriftlichen Äußerungen in unübertrefflicher Langeweile aufs Haar gleichen. Wenn jede Regung eigenen Erlebens fortlaufend rot angestrichen wird, müssen auf die Dauer die jugendlichen Denkformen in die ausgefahrenen Denkgeleise der Lehrer einmünden, und in ihren Arbeiten ist nur die Angst vor der Note wiederzufinden. Voraussetzung für jedes

psychologische Eindringen in die jugendliche Seele ist deren freie Entfaltung im Rahmen ihrer individuellen Möglichkeiten. Das bedeutet zugleich eine Verpflichtung für den Erzieher, und so entspringt aus jedem Versuch, die Psychologie zum organischen Bestandteil der Erziehungs- und Bildungsarbeit zu machen, ein doppelter Nutzen: Der junge Mensch erfährt eine gerechte, tiefgehende und immer wieder verbesserte Beurteilung, die nicht nur die Tätigkeit der Schule wesentlich erleichtert, sondern auch den rechten Lebensweg zu finden hilft. Der Lehrer aber, dessen gefährlichste Berufskrankheiten Lieblosigkeit und Schablone sind, wird immer angehalten, ja gezwungen, nicht im täglichen Kleinkram unterzugehen, sondern sich wach, aufmerksam und abgeschlossen zu erhalten.



*Freundliche Bitte an die Lehrerschaft
aller Schulstufen!*

Wir sind Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie anlässlich der diesjährigen Kartenaktion Pro Infirmis in einer besonderen Lektion Ihre Kinder und jungen Menschen auf dieses lebenswichtige, vom Bund geförderte und von der Armee im Sinne einer Vorübung für den Ernstfall gewürdigte Hilfswerk für Körperbehinderte mitunterstützen würden durch eine «Lektion», dem Verständnisgrade angemessen, der man den Titel geben könnte: «Der gefesselte Flügel». Als Stichworte für die kurze Lektion, Ihre eigene, bessere Lösung vorbehaltend, ließe sich das Folgende denken:

«Was kann unsere «Flügel» behindern? Äußerliche Hemmnisse, wie Armut, übelwollende Konkurrenz, Berufsüberfüllung, Arbeitslosigkeit einerseits,

andererseits Hemmungen und Behinderungen, die an uns oder in uns liegen. Blindheit, Taubheit, Schwerhörigkeit, Sehfehler, schwacher Verstand, Sprachfehler, körperliche Schäden, Krankheiten im Gefühls-Triebleben usw.

Jeder Mensch hat auf seinem Wege Schwierigkeiten und Hindernisse. Das Beste ist, nicht mutlos oder verbittert zu werden, nicht zu trotzen, sondern «Trotzdem» denken und sagen zu lernen. Selbstüberwindung der Hindernisse macht jedem Gesunden große Freude und bringt ihm Lebenserfolg.

Aber nicht alle Menschen bringen diese Kraft auf. Ihnen muß geholfen werden, ihre Entmutigung muß in Ermutigung verwandelt werden.

Diese Aufgabe an Blinden, Tauben, Epileptischen, Schwachsinnigen, Verkrüppelten — es sind in der Schweiz leider noch immer über Zweihunderttausend — will die Schweizerische Vereinigung Pro Infirmis (Für die Unselbständigen) bestmöglich lösen.

Wieder, wie allemal im Vorfrühling, werden in alle Briefkästen in der ganzen Schweiz schöne Postkarten eingelegt mit der Bitte an Alle, sie zu behalten und dafür auf einem eingelegten Einzahlungsschein zwei Franken oder, wer es kann, mehr zu entrichten.

Bitte fragt Eure Eltern, ob sie die Karten schon eingelöst haben und erklärt ihnen den guten Zweck dieses Werkes . . .» *H. Hanselmann, Ascona*

PÄDAGOGIK · SCHUL- UND LEHRBÜCHER

Buchhandlung Willi Weinhold

St. Gallen · Unionplatz

Verlangen Sie unsere Spezialverzeichnisse
Besichtigen Sie unverbindlich unser reichhaltiges Lager